Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 58. Bromberg, den 25. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1920.

(19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Es war November. Der Wein war eingebracht, das letzte, späte Obst eingetragen. Im Weinberge lagen die Rebstöcke umgelegt, der Winter mochte sie zudecken kommen. Die Sonne schien müde, sie wurde der Nebel nicht oft Herr, die über dem See und über Herrlibach lagen, und wenn sie sie überwand, so zog sie doch nur in einem kleinen Bogen über das graublaue Wasser, und ihr Schein war kühl und zag, nur ein traumhafter Abglanz einstigen Feuers.

An einem Abend standen die Berge, die den See im Süden abschlossen, hinter einer schleierhaften Wand, die Nebel und scheidende Sonne vor sie hin spannen, und leuchteten gespenstisch wie von eigenem Innenlicht. Nach diesen großen, feierlichen Bergen, die er liebte und nach denen er eine Art Sehnsucht im Herzen trug, so daß er zuweilen davon sprach, er müsse einmal in seinem Leben noch mitten unter sie steigen, nach diesen Bergen schaute Lukas Hochstraßer, am Fenster seiner Wohnstube stehend. Sein Blick war ernsthaft und eine leise Unruhe an ihm, die sich darin äußerte, daß der sonst in seinen Bewegungen Langsame und Gemessene in Ungeduld bald sich vorbeugte, bald sich wieder aufrichtete und zuweilen nach oben lauschend sich zurückbog. Über ihm gingen sachte Tritte hin und her über die Diele; dieses gedämpfte Hin- und Widerschreiten war seit Stunden im Hause hörbar. Der Schrei aber, auf den Lukas Hochstraßer wartete, kam nicht. Eben hatte er sich an den Tisch gesetzt, legte den Arm weit auf die Platte und zeichnete gedankenvoll mit dem Finger Figuren darauf. Da trat Rosa ein. Sie war erregt, ihr dunkles Gesicht bleich, so daß das Harte der schwarzen Brauen und Wimpern noch schärfer als sonst hervortrat. Sie trug ein schwarzes unscheinbares Gewand, aus dem der starke braune Hals ohne Schmuck einer Krause derb aufstand. Langsam kam sie von der Tür in die Stube, den Blick nicht auf Lukas gerichtet, sondern sich gebarend, als ob irgendein Alltagsgeschäft sie herführe. „Sie hat einen Knaben", sagte sie. Dann machte sie sich am Wandschranke zu schaffen; aber es arbeitete etwas in ihr und wurde Herr über ihre karge und geizige Natur. Man konnte fast fühlen, wie es in ihr aufquoll und sie überwand. Sie wandte den Kopf über die eckige Schulter zurück, während sie mit den Händen in den Schrank griff. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in einem so schwachen Körper so viel Kraft sein könnte", sagte sie.

Es war vielleicht das erstemal, daß sie einen Menschen lobte. Trocken und widerwillig kamen die Worte aus ihr heraus.

„Sie hat es hart gehabt", sagte Lukas, der bisher geschwiegen und nur wie von einer Last befreit sich freier auf seinem Sitz zurückgelehnt hatte.

„Mit gefalteten Händen hat sie die ganze Zeit dagelegen," sagte Rosa. Sie nahm jetzt allerlei Geschirr aus dem Schrank, ging hin und wider. Mit einem Brocken hier und einem dort erzählte sie weiter von Brigitte.

„Es ist schön, wenn eines so den Glauben an den Himmel hat wie sie. — Sie hat immer gebetet. — Im letzten Augenblick ist es gewesen, als ob sie nach des Herrgotts Hand als Stütze greife."

So mit wenigen, sparsamen Worten gab sie von dem Bericht, was über der Diele sich ereignet hatte, und Lukas Miene hellte sich. „Bleibt die Frau bei ihr?" fragte er.

„Ja," gab Rosa zurück.

„Ich will nachher hinaufgehen," sagte er, stand auf und ging an die Arbeit zurück.

Es war nur kurze Zeit später, als er bei Brigitte eintrat. Sie lag noch wach. Die Wärterin hatte sie eben verlassen. So war niemand bei ihr als der kleine Mensch, der in einem Korbwagen neben ihrem Bette lag. Ihr Bett war weiß bezogen mit den Linnen, die sie von Hause mitgebracht hatte. In der niederen, aber geräumigen Stube standen ihre Möbel, so hatte die bäurische ein städtisches Aussehen. In die kleinen Fenster, von denen ein weiter Ausblick auf den See und das ferne, noch immer hinter dem schönen und geheimnisvollen Dunstschleier leuchtende Gebirge war, fiel wie herübergeworfen aus jener Ferne eine dämmerige Helle, so daß ein warmes Licht in alle Winkel der Stube drang. Brigitte lag still auf dem Rücken, den Blick an die vertäfelte Decke geheftet, die Hände auf das Deckbett gelegt, aber sie hatte Lukas' Schritt erkannt und lächelte matt, als er ans Bett trat.

„Es ist da," sagte sie, und die Linke glitt am Deckbett nieder nach dem Korbwagen, ohne daß sie den Blick dorthin gewandt hätte.

Lukas betrachtete das Kind und dann die Mutter, nahm der letzteren Hand von der Decke und drückte sie. „Es war hart," sagte er, „wie?"

Und Brigitte lächelte wieder und war so weiß wie das Linnen, in dem sie lag.

Nun nahm sich Lukas einen Stuhl und setzte sich zum Bett. In der Stube begann es zu dämmern.

„Also — wirklich — immer hierbleiben können wir?" fragte Brigitte auf einmal. Es war nicht erstaunlich, daß dieser Augenblick ihr die Frage auf die Lippen brachte.

Lukas überhörte die Frage. Nachdenklich sah er auf das Kind nieder. „So haben sie alle einmal gelegen, meine auch," sagte er sinnend, fast ebensosehr zu sich selber wie zu Brigitte. „Keiner weiß, was aus ihnen wird! Keiner kann seinen Kindern auf allen Wegen nachgehen!"

Dann schwieg er und neigte den Kopf noch ein wenig tiefer. Die Gedanken arbeiteten so sichtlich in ihm, daß Brigitte ihn nicht stören konnte. Sie lag ganz still. Er mochte an sich und seine tote Frau und dann an seine Söhne, auch an die Tochter denken. Alle die Kinder waren ihre besonderen Wege gegangen, jedes nach seinem Charakter, und waren doch alle gleich erzogen worden, alle im Guten, alle zur Arbeit. Sie hatten kein schlechtes Beispiel an ihm und Frau Regula gehabt! Plötzlich stand er auf. „Wir wollen doch versuchen, etwas Rechtes aus ihm zu machen," sagte er.

Brigitte sah mit glänzenden Augen an ihm hinauf. Es wallte und arbeitete in ihr, daß sie sich im Bette hätte heben müssen, wenn ihre Kraft gereicht hätte. Das Kind neben ihr und Lukas Hochstraßer, der Mann, füllten in diesem Augenblick so ganz ihre Seele, daß selbst das Bild ihres toten Vaters sich nicht hervorzudrängen vermochte. Sie empfand, daß fürderhin in ihrem Leben nichts Höheres sein werde, als diese beiden. Ein Wort drängte sich ihr auf die Lippen: „Wenn er doch würde wie Ihr, der Knabe!" Aber sie sprach es nicht aus. Was sie bewegte, leuchtete nur in ihrem Blick.

Lukas verließ sie bald, hatte die Hände voll Arbeit. Als er gegangen war, lag Brigitte lange still. Die tiefe Ruhe und Friedlichkeit der Gegenwart, das Bewußtsein, eine neue

Heimat und in derselben einen Segen, das Kind, zu haben, waren so groß, daß die dunkle Vergangenheit nicht davor aufkam. Qual und Schande, der Schmerz um den Vater hatten nicht Raum neben dem Gefühl des Friedens, das sie erfüllte. Sie schaute nicht rückwärts, wo es wie Nacht über allem, was schmerzlich war, lag, sondern blickte mit großen Augen in ein neues Leben hinein. Regungslos lag sie, achtete kaum, daß Rosa hereinkam, nach ihr und dem Kinde sah und wieder ging. Staunend blickte sie in das Leben, das sich auftat. Dann schlief sie ein. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Novembertage wurden rauher. Die Stürme kamen über den See herauf.

So mächtig fuhren sie heran, daß sie zuweilen dumpf und seltsam anklingend, einen verlorenen Schlag der großen Glocken von St. Felix über Herrlibach hintrugen. Den hatten sie unten aus einem der Türme gerissen. Durch das Dorf trieben sie den sparsamen Staub, den eine lange Herbsttrockenheit gelassen, dürre Blätter kamen mitgewirbelt.

Dürre Blätter lagen in Haufen oben auf der Bergstraße, die am Waldsaum hinführte, und wo ehemals der Wagen der Kesselflicker gestanden. Eines Abends rollte dieser Wagen wieder da hinauf, von einem müden Pferde gezogen. Das Laub raschelte unter seinen Rädern. Er hielt an derselben Stelle, wo er früher seinen Platz gehabt hatte. Im Kurzgras am Waldsaum war noch die alte Feuerstelle sichtbar. Die braunen Kinder, die neben dem Wagen herliefen, wiesen auf die Kohlenreste. „Da ist der Platz!" schrie ein halbwüchsiger Bub. Die Männer schirrten das Pferd aus. Aus dem Wagen stiegen die Weiber, die Mutter und Margherita, beide trugen braune Tücher um die Brust geschlungen und beider Haar war wirr wie je; aber Margherita hatte die alte Anmut der Bewegungen, war bleich und schön und sah aus zwei Augen, die wie von einer leisen Trauer erfüllt waren.

Der alte Dorta, der das Pferd gelenkt hatte, schlug die Arme mehrmals übereinander und meinte, es sei kalt und Zeit heimzukommen. Die jungen Männer sammelten Holz für ein Feuer. Morgen wollten sie weiter. Margherita sah auf die Häuser von Herrlibach nieder. Der Himmel war grau, und es war nahe an Zunachten, aber das Dorf war noch wohl sichtbar; still und frostig stand es unter ihr. Das Mädchen verließ die Stelle, wo der Wagen sich befand und schlenderte unbekümmert um die anderen ein Stück die Straße hinauf. Dort stand sie an den Hag einer Wiese gelehnt. Es war etwas Fremdes in ihrem Gesicht. Sie suchte mit den Blicken das Haus, wo David Hochstraßer wohnte. Es war ihr, als müßte er jetzt da heraufkommen, sie hätte ihn hinzeichnen können in die graue Luft, so deutlich stand er noch vor ihr mit dem Gesicht wie ein Mädchen, den schlanken Gliedern und dem hellen Blick, in dem die große Zerfahrenheit war. Die Margherita sah viele Ortschaften und viele Menschen, da und dort hatte es ihr schon gefallen, schön taten ihr viele, wohin sie kam, die einen meinten, mit der Kesselflickerin sich keinen Zwang auflegen zu müssen, andere waren rauh, fast gewalttätig, als ob sie ein Herrenrecht über sie hätten, ein paar wenige, fahrendes oder doch blutarmes Volk wie sie, hatten wohl auch von Ehe und Hochzeit gesprochen. Aber der Blonde da unten! Ha, was scherten sie die andern! An den da hatte sie denken müssen in den letzten Monaten, das war ihr noch mit keinem so gegangen.

Die Margherita zog das Tuch fester. Es war kalt. Ihre wenig Spuren von Arbeit zeigenden Hände liefen blau an. Sie wickelte sie in das Tuch und wollte sich entfernen. Da sah sie David Hochstraßer die Halde heransteigen, ganz wie sie ihn zu sehen erwartet hatte. Er trug einen runden Hut, hatte dunkle Kleidung an und sah auf den Boden, während er langsam emporstieg. Tief in Gedanken ging er. Vielleicht, daß er mit den Gedanken schon lange oben war, während er so langsam ging, und daß er in diesen Gedanken Dinge sah, die er nicht Eile hatte, zu ändern. Margherita neigte sich über den Hag vor, um ihn besser zu sehen; dann warf sie einen Blick nach dem Wagen der Ihrigen zurück, ob niemand auf sie achte. Sie riefen sie an von dort, aber sie winkte hastig und zornig abwehrend mit der Hand. Unruhe faßte sie. Jetzt blickte David auf, und sie sah es und wehte mit der Hand ihm zu; es war wie ein Zeichen, daß er eile. Aber er verstand es nicht so. Immer gleich langsam und wie scheu kam er heran. Als er vor ihr stand, sagte er: „Gott grüße dich! Bist du auch wieder da?"

Vom Wagen herüber ließen die Brüder ein anzügliches Husten hören. Margherita streckte David die Hand hin, und als er zögerte, faßte sie ihn am Handgelenk und zog ihn über die Straße unter die Bäume des Waldes. Niemand sah sie hier. Dann schien ein Taumel sie zu fassen. Sie lehnte sich dicht an ihn, den Arm um seine Schulter gelegt. Sie war ganz anders als früher, alle Zurückhaltung und alle Laune waren von ihr gewichen.

„Es war mir, daß du kommen müßtest," sagte sie.

„Warum bist du fort und hast mich nicht wissen lassen, wo du bist?" fragte David. Seine Scheu hatte ihn nicht verlassen. Aber er machte ihr Vorwürfe, sagte ihr, wie er sie gesucht hätte, wie er heute durch Zufall gehört, daß sie wieder im Land seien.

Margherita antwortete ihm nicht. Sie nahm ihm den Hut vom Kopfe, warf ihn auf die Blätter des Waldbodens und strich ihm mit der Hand über das blonde Haar, so zeigte sie eine Freude wie ein Kind, das ein wiedergefundenes Spielzeug hätschelt. Auf einmal sagte sie: „Komm mit uns, du!" Etwas Leidenschaftliches war in ihrer Art.

„Wohin?" fragte er.

„Heim!" gab sie zurück. Dann sprach sie in einer verlorenen Weise weiter. „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer und ein leiser Wind, und der See ist blau, und der Himmel, und — sehen sollst du das! Du würdest dich wundern."

Ihre Augen gewannen einen sehnsuchtsvollen und weithin schauenden Ausdruck. Es war, als sehe sie das, von dem sie sprach. David schaute an ihr hinauf, die um einen Kopf größer war als er. Die Scheu glitt von ihm ab. Es war, als nehme sie ihn langsam mit sich dorthin an den See, von dem sie gesprochen hatte. Er umfaßte sie und sie küßte ihn willig, mit einer Art Wildheit. Es war noch nie so gewesen mit ihnen beiden. In David flammte ein ungeheures Feuer auf, in dem alles andere unterging.

„Du kommst doch nicht mit!" sagte sie spottend.

Dann jagte ein Auflachen sie auseinander. Die Brüder der Margherita standen breit hingepflanzt in der Straße. Margherita warf den Kopf auf und ging an ihnen vorüber, die Achsel hochzuckend, als der eine sie halten wollte. Es kümmerte sie nicht, daß sie gesehen worden waren. David stand blutübergossen. Er nahm den Hut vom Boden auf, und als die Brüder sich lachend entfernten, ging auch er. Aber alles in ihm war aufgewühlt. Er hatte keinen Gedanken als die Margherita, nichts kümmerte ihn sonst. Gleich einem Schlafwandler stieg er bergab. Als er in den Fußpfad bog, der durch den Hochstraßer-Weinberg heimführte, sah er den Vater heraufkommen im Arbeitskleid, barhaupt, mit seinem gewohnten langen, festen Schritt. Da wich das Blut aus seinem Gesicht.

„Die Kesselflicker sind da", sagte Lukas zornig, „du bist bei ihnen gewesen. Ich hätte dich jetzt geholt."

David duckte sich. Schweigend schritten sie heimwärts. David ging mit gesenktem Kopf, seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht, sie zu sammeln. Lukas achtete auf alles, was an seinem Wege war. Hier zog er ein Büschel spätes Unkraut aus, dort räumte er einen Stein mit einem Fußtritt aus dem Wege. Dann kamen sie zu Hause an. Es dunkelte. Lukas nahm den Weg durch Davids Kammer, geradeaus und wortlos. Als sie hineingetreten waren, zog er die Tür hinter sich zu. David trat ans Fenster, den Rücken gegen den Vater gewendet. Er wußte kaum, was geschah. Eine Dumpfheit ohnegleichen war in ihm und aus dieser heraus tönte nur immer wie ein Läuten aus einer Nacht das Sprechen der Margherita: „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer."

„Da bleibst du, bis die fort sind da oben, das Hudelvolk!" sagte Lukas.

„Hast gehört?" fragte er, als David nicht antwortete.

„Ja!" gab dieser zurück, ohne zu wissen, was er antwortete.

Da wurde Lukas' Stimme fast gütig.

An der Tür stehend, schon die Klinke in der Hand, sagte er: „Denk an deinen Bruder — David! Du sollst mehr auf dich halten als er!"

(Fortsetzung folgt.)

Beethoven.

Er saß am Flügel, steinernen Gesichts,
Schlug auf die Tasten, bis die Saiten sprangen
Und schrie verzweifelt auf: „Ich höre nichts!" — —
Doch als die Stille lautlos ihn umfangen,
Kein Ton, kein Glockenschwingen zu ihm drang,
Schien seine größte Sendung zu beginnen,
Er horchte plötzlich, horchte stumm nach innen,
Aus eignen Tiefen wuchs ihm Klang auf Klang,
Sein totes Ohr, er horchte schöpfertrunken,
Und tief in innerste Musik versunken,
Schrieb seine Hand, was seine Seele sang.

Lotte Tiedemann.

Beethoven.

Zur Wiederkehr seines 100. Todestages am 26. März 1927.

Sein Humor.

Die Lippen herb und trotzig aufeinander gepreßt, das Auge voll düsterer Schwermut, das zottige Haar in wüster Unordnung um das mächtige Haupt gelagert, so stellen ihn die wenigen Zeichner und Maler dar, denen es gelang, den Titanen nachzubilden. Diese Auffassung ist dann von Hunderten und Aberhunderten später geborener Künstler bis auf den heutigen Tag übernommen worden: Beethoven im Unwetter durch wildbewegte Landschaften stürmend, Beethoven am Klavier, Beethoven mit Goethe in Karlsbad — und so fort in kaum mehr übersehbaren Veränderungen, und immer jener trotzige, finstere Künstlerkopf. Gewiß, das Element des Wilden, Ungebärdigen, Tragischen überwog in Beethovens Leben sowie in seinen Werken.

Indessen sind uns durch vertrauenswürdige Zeugen auch genug Begebenheiten verbürgt, die bekunden, daß Beethoven seine Umgebung durch manche Äußerungen seines Humors in Erstaunen zu setzen wußte. Freilich war es niemals ein landläufiger Humor von billiger, behaglicher Art, sondern immer zeigte sich auch hierin ein Hang zum Ingrimmigen, beinahe Diabolischen. Einmal, als sein Gehör schon sehr geschwächt war, unterhielt sich Beethoven mit dem gleichfalls schwerhörigen Vater des Komponisten Czerny. Beide deuteten auf das Fenster und sprachen von ganz verschiedenen Dingen; endlich merkte es Beethoven, nahm seinen Hut und ging lachend weg, indem er sagte: „Haha, zwei Taube wollen einander etwas erzählen!" Noch auf der Treppe hörte man ihn lachen. — Manchmal beliebte es ihm, kleine Kinder zu erschrecken. Davon weiß Katharina Fröhlich, die Braut des Dichters Grillparzer, zu erzählen, die ihm als kleines Mädchen oft die Zeitung auf sein Zimmer bringen mußte. Einmal saß er am Klavier, schlug mit der linken Hand F-Akkorde an und wischte unter phantastischen Gebärden mit der rechten Hand auf und ab über die Tasten, so daß das Kind, durch seinen wilden Ausdruck erschreckt, in Furcht geriet und fortlaufen wollte. Da wies er die Kleine an, da zu bleiben, und spielte „gemäßigter". — Daß er auch zu beißendem Spott neigte, erfuhr der Kapellmeister Himmel, der Komponist der heute noch bekannten Lieder „Es kann ja nicht immer so bleiben" und „An Alexis send' ich dich". Er traf mit Beethoven in Berlin zusammen und wurde aufgefordert, sich an das Klavier zu setzen und zu phantasieren. Als er schon eine geraume Weile gespielt hatte und glaubte, wunder was hervorgebracht zu haben, fragte Beethoven: „Nun, wann fangen Sie denn endlich einmal an?" Er gab sich den Anschein, als habe er geglaubt, Himmel hätte bisher „nur ein bißchen präludiert." Wütend sprang dieser auf, und es kam zu einer erregten Auseinandersetzung, worauf sie in Unfrieden von einander schieden. — Robert Schumann sagt von Beethoven: „Heute bin ich einmal recht aufgeknöpft", hieß sein Lieblingsausdruck, wenn es lustig in ihm zuging. Und dann lachte er wie ein Löwe und schlug um sich — denn er zeigte sich unbändig überall..."

Auch in Beethovens Werken sind genug Dokumente musikalischen Humors niedergelegt, genug übermütige Wunderlichkeiten, genug groteske Wendungen, die den Hörer verblüffen. Mit der grandiosen Lustigkeit des ersten Satzes der 7. Sinfonie wußte selbst ein Karl Maria von Weber so wenig anzufangen, daß er äußerte: „Nun haben alle Extravaganzen dieses Genius' das Nonplusultra erreicht; Beethoven ist nun ganz reif für's Irrenhaus." — Welche Fülle von Humor liegt in seinen Tänzen oder in den Trio-Variationen über das Lied „Ich bin der Schneider Kakadu" des volkstümlichen Komponisten Wenzel Müller!

*

Sein Stolz.

Beethoven war sehr stolz und wußte, obwohl armer Herkunft als Sohn einer Magd (seine Mutter tat in ihrer Jugend Kammerjungferndienste), seine Persönlichkeit gegen jedermann zu behaupten. Bekannt ist die Anekdote, die erzählt, wie Goethe und Beethoven in einem Badeort auf dem Promenadenweg mit Angehörigen des Kaiserhauses zusammentreffen. Goethe will stehenbleiben und sich ehrfurchtsvoll verneigen. Beethoven aber geht hocherhobenen Hauptes weiter. Und siehe da: die Erzherzöge und Erzherzoginnen grüßten ihn. —

Sein Musikschüler war der Erzherzog Rudolph. Wenn Beethoven in die Burg kam, um dem Erzherzog Unterricht zu erteilen, war er das Entsetzen der Höflinge, weil es unmöglich war, diesen Störrischen dazu zu bringen, sich den Regeln der Etikette zu fügen. Als man sich beim Erzherzog darüber beklagte, erklärte dieser lachend, man solle Beethoven seinen Weg auf die Weise gehen lassen, die ihm genehm wäre. —

„Es ist gut umgehen mit dem Adel. Man muß nur etwas haben, um ihm zu imponieren", pflegte Beethoven zu sagen. Dieses Mittel, den Adeligen zu imponieren, besaß Beethoven in hohem Maße in seiner Kunst. Diese Grafen und Barone waren außerordentliche feine Musikkenner und sich der musikalischen Genialität Beethovens durchaus bewußt.

Als Zeugnis für Beethovens hohes Selbstgefühl sei noch eine Anekdote angeführt. Im Jahre 1804, als Prinz Louis Ferdinand von Preußen, selbst ein hervorragender Klavierspieler, zu Besuch in Wien weilte, gab eine alte Gräfin eine musikalische Abendgesellschaft, zu der auch Beethoven geladen war. Als man zum Abendessen ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adelige Gedecke bestimmt. Beethoven war ein Platz an einem anderen Tische zugewiesen; aber er verzichtete auf das Souper, sagte einige Derbheiten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, und ging.

Der Prinz aber wußte dem Künstler eine ehrende Genugtuung zu bereiten. Einige Tage später gab er selbst ein Mittagessen für die nobelste Gesellschaft Wiens. Auch die alte Gräfin und Beethoven waren geladen. Als man sich zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen. Für den beleidigten Künstler eine Genugtuung, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte.

*

Seine Kleidung.

Beethoven trug sich sein Leben lang, sowohl in seiner Heimatstadt Bonn als auch später in Wien, in seiner Kleidung auf eine höchst einfache und oft nachlässige Art. Er gab nichts auf nobles Aussehen und Putz. Mit seinem eisgrauen, struppigen Haar, dem großen Filzhut, der immer eine Beule hatte, weil er ihn gewohnheitsmäßig bei jedem Nachhausekommen über die oberste Spitze des Kleiderstocks schlug, seiner weit abstehenden Rocktasche, die einen dicken Zimmermannsbleistift und das Konversationsheft enthielt, in das die Leute, wenn sie mit dem tauben Mann sprachen, ihr Anliegen einschreiben mußten, bildete er auf den Gassen eine so komische Figur, daß sich sein Neffe Karl schämte, sich mit ihm draußen zu zeigen.

Trotzdem gab es eine Zeit in Beethovens Leben, in der auch er wie ein Kavalier gekleidet war. Als er nämlich im Jahre 1792 in Wien eintraf und durch sein hervorragendes musikalisches Talent rasch in den Schlössern des alten Adels Eingang fand und in den Salons der reichen österreichischen und ungarischen Grafen und Barone spielte, war er klug genug, sich in seiner Tracht seiner Umgebung anzupassen. Es sind uns aus dieser Zeit Aufzeichnungen von ihm erhalten. Wir dürfen uns den armen Musikantensohn aus Bonn mit seinem breiten, pockennarbigen Gesicht von so dunkler Hautfarbe, daß man ihn in Bonn den „Spanniol" genannt hatte, zu dieser Zeit getrost als einen Kavalier mit seidenen Kniestrümpfen, langen Schnallenschuhen, Perücke, mit dem Siegelring am Finger, dem Degen an der Seite, mit doppeltem Augenglas an langer Schnur um den Hals vorstellen.

In seinem Ausgabenbuch aus jenen Tagen findet sich folgende Eintragung: Schwarze, seidene Strümpfe einen Dukaten. — Ein Paar seidene Strümpfe für den Winter 1 Gulden 40 Kreuzer. — Stiefel 6 Gulden. — Schuhe 1 Gulden 30 Kreuzer.

Zu jener Zeit nahm Ludwig van Beethoven sogar Tanzunterricht. Die Adresse seines Tanzmeisters ist in seinem Notizbuch erhalten. Die Eintragung lautet: Andreas Lindner, Tanzmeister, wohnt im Stoß am Himmel Nr. 415."

Aber — o Ironie des Schicksals! — der große Musiker, Klavierkünstler und Komponist hat nie gelernt — im Takt zu tanzen.

*

Als Dirigent.

Im Dirigieren war Beethoven keineswegs ein Musterbild, und das Orchester mußte wohl acht haben, um sich nicht von ihm irreleiten zu lassen; denn er hatte nur Sinn für seine Tondichtungen und war unablässig bemüht, durch die mannigfaltigsten Gebärden den beabsichtigten Ausdruck zu bezeichnen. So schlug er oft bei einer starken Stelle nieder, sollte es auch im schlechten Taktteile sein. Die Tonstärke pflegte er dadurch zu kennzeichnen, daß er immer kleiner wurde und beim Pianissimo sozusagen unter das Taktierpult schlüpfte. Sowie die Tonmassen anschwollen, wuchs auch er wie aus einer Versenkung empor, und mit dem Eintritt der gesamten Instrumentalkraft wurde er, auf den Zehenspitzen sich erhebend, fast groß und schien mit beiden Armen wellenförmig rudernd zu den Wolken hinaufschweben zu wollen. Alles war in regsamster Tätigkeit, kein organisches Teil müßig und der ganze Mensch einem Perpetuum mobile vergleichbar.

Tränen.

Eine Beethoven-Skizze von Paulrichard Hensel.

Es war eine der seltenen Stunden, die Henriette Sontag sich schenkte, wenn die Bühne sie frei ließ: Allein saß sie in dem fensterverhängten, duftigen Salon, eingesponnen von Klängen, die ihre Hände dem Klavier entzauberten — nicht die Läufer, Triller und Staccati der heiteren oder gravitätischen Spieloper, die ihr Element war — es waren Hefte des Meisters und Freundes Beethoven, an dessen Schöpfungen sie selbst aufgewachsen war aus erregungsloser Alltagsmusik heraus. Und wie aus der Musik Gedanken an den, der sie schuf, entstanden, wie ihre Künstlernatur stärker vielleicht als Andere spürte, daß hinter diesem beschwerten Leben die Unsterblichkeit wartete, so spielten ihre ehrgeizigen Gedanken auch mit dem eigenen leuchtenden Aufstieg zu dem Zenith des Ruhmes, gestärkt an der Kraft eines Größeren. Und es war ihr nicht bange darum, denn sie war jung und klug genug, mit Frohsinn und Lächeln Brücken über Fährnisse des Lebens zu schlagen . . .

In ihre Verträumtheit schrillte die erregte Stimme der Zofe, die unbeherrscht die Tür aufgerissen hatte und zusammenhanglose Worte sprach — „Beethoven ist krank“ — viel mehr konnte man nicht daraus enträtseln.

Verwundert schaute Henriette auf. War nicht der Meister draußen bei seinem, leider friedlosen Bruder in Gneixendorf, um sich zu erholen? Voll schlimmer Ahnungen eilte sie dem Hause zu, in dem allein sie Gewißheit erlangen konnte. Sie spürte, daß sie ungelegen kam, und langsam nur, unter mühsamem Verhalten ihrer Erregung, die die anderen nicht kümmern durfte, erfuhr sie das unglaubliche Geschehen: Wie Beethoven nach jähem, aber unvermeidlichem Bruch in offenem Wagen, Schnee und Kälte preisgegeben, das Gut des Bruders verlassen hatte, in einem Dorfe in ungeheiztem Raum ein kümmerliches Nachtlager fand und so mit einer schweren Lungenentzündung in Wien ankam. . . .

„Was hat der Arzt gesagt?“ war Henriettes erste Frage.

Die Antwort war erschreckend: „Es soll wohl einer kommen, aber wir warten noch —“

Eine Weile starrte die Sängerin der Frau, die diese kümmerlichen Worte sprach, verständnislos ins Gesicht. Dann ging sie schweigend in das ihr wohlbekannte Zimmer.

Mit wirrem, in die Stirn hängendem Haar, flackernden Augen und roten Flecken in dem zerfurchten Gesicht lag der Meister im Bett. Die hageren Finger irrten unruhig über die Decke. Kaum hatte er die Kraft, den Kopf zu heben, als der Schatten der Frau zwischen Fenster und Lager trat. Und Henriette Sontag, die mit hastigen Schritten näher trat, blieb erschrocken stehen. War dies der Mann, dem noch vor wenigen Jahren maßlos ein Volk zujubelte, als es das Wunder der neunten Symphonie erleben durfte? War dies der Kopf noch, in dem der schöpferischste, regsamste Geist wohnte? Mitleid mit dieser zermürbten Gestalt würgte ihr in der Kehle. Und plötzlich war etwas anderes da: Angst! Angst vor dem Tode, vor dem Unausweichlichen, das einmal allen Wegen ein Ende gibt. An Unsterblichkeit hatte sie gedacht und die Sterblichkeit vergessen. Und wie sie dies Todtraurige, das auch für sie einmal bestimmt war, begriff, geschah es, daß sie wortlos an dem Bett des Kranken niedersank und zum ersten Male weinte.

Beethoven aber richtete sich verwundert auf und sah mit einem seltsam ratlosen und verlassenen Ausdruck auf den blonden Kopf der Frau. „Sie hat mir mit ihrem Frohsinn viele Sorgen verscheucht“, dachte er, „sie hat mir mit ihrem Lachen oft gut getan. Was kann noch kommen, wenn Henriette weint?“

Und nun wußte er, daß das Ende nahe war.

Bunte Chronik

***Filmpremieren in Berlin.** Berlin besitzt ungefähr 300 Kinos, von denen allerdings nur 16 für Premieren in Frage kommen. In diesen 16 Theatern sind im Laufe eines Jahres 329 Filme erstaufgeführt worden, und zwar 172 deutschen und 157 ausländischen Ursprungs. An der Spitze steht Deutschlands größtes Kino, der Ufapalast am Zoo (2500 Plätze), der es aber nur auf 25 Aufführungen brachte. Vor ihm liegen noch das Capitol (1700 Plätze und 32 Premieren), der Primuspalast (924 Plätze und 36 Premieren) und der Emelkapalast (1340 Plätze und 44 Premieren).

*

* **Gewinn aus Spielbanken.** Die französische Regierung konzessioniert bekanntlich außerordentlich viele Spielbanken, von denen sich die meisten an der Riviera und in den Kurorten der West- und Nordküste befinden. Der Gewinn, den die Regierung an Steuern hieraus einnimmt, ist nicht zu unterschätzen. Im Laufe des vergangenen Jahres haben die französischen Spielklubs, die infolge des schlechten Frankenstandes stärker als sonst frequentiert wurden, 380 Millionen an den Staat abgeführt. Und wenn 380 Millionen Franken auch „nur“ 65 Millionen Mark sind, so ist das doch auch schon recht erheblich. Außerdem kann man sich vorstellen, was für horrende Summen an den Spieltischen umgesetzt worden sind, wenn derartige Steuern abgeführt werden konnten.

*

* **Ein Storch besiegt 14 Löwen.** In dem in Elberfeld gastierenden Riesenzirkus „Gleich“ spielte sich ein ungewöhnlicher Kampf ab. Ein zahmer Storch „Märchen“ schlupfte bei der Dressurprobe unbemerkt in den Zwinger und griff sofort den größten Löwen „Menelik“ mit lautem Geklapper und Flügelgespreiz an. Menelik in Angst und Nöten flüchtete vor dem ungewohnten schwarzweißroten Angreifer mit eingezogenem Schwanz und warf alle Postamente um. Die ganze 14köpfige Versammlung der Wüstenkönige wurde durch die wütenden Schnabelhiebe Meister Adebars in die Flucht geschlagen. Die 14 Löwen des Zirkus Gleich rasten in ihre Käfige, und der Storch ihnen nach, wo er, auf einem Bein stehend, sein Siegesgeklapper anstimmte.

Rätsel-Ecke

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Sonnabend, Schneider, Stuttgart, Lebkuchen, Lachtaube, Edelweiß, Eberesche, Abenteuer und Osterhase sind so in ein Viereck von 9×9 Feldern unterzubringen, daß die senkrechte Mittellinie ein neues Wort eines im Winter wahrnehmbaren Zustandes in der Natur mit dem Anfangsbuchstaben „T“ nennt

M. Pr.

*

Fenster-Rätsel.

●	I	N	I	M	U	●
A						A
G						K
●	I	A	●	I	U	●
A			E			E
L			S			L
E			E			A
N			D			D
●	U	R	●	L	I	●

Die Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß nach allen Seiten sinngemäße Wörter entstehen.

*

Reim-Ergänzungs-Rätsel.

Seichte Menschen und breite Ge — —
Fallen wohl auf. Doch zehnmal bes —
Sind tiefe Brunnen, deren Ga —
Tausend durstige Wandrer la —

Zu diesem Sinngedicht von Otto Promber sind die durch Striche gekennzeichneten Endreime zu suchen. Blankenfels.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 52.

Scherz-Rätsel: Mittwochskaffeegesellschaft.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.